

Nr. 135. Bydgoszcz/Bromberg, 16. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Diese eiserne Ruhe schürt den Zorn der Kollerin noch mehr. Zornrot ist ihr Gesicht und ihre Stimme überschlägt sich fast vor Kreischen. Ein grenzenloser Undank sei das, eine Gemeinheit sondergleichen, ihren, der Kollerin Wunsch so zu mißachten. Was sie denn gewesen sei, als sie auf den Hof genommen worden ist. Kein ganzes Hemd sei ihr eigen gewesen. Und jetzt — wie stehe sie jetzt da?

„Ja, wie steh ich jetzt da!" sagt Monika in die pochende Stille hinein. Und dabei macht sie ein paar Schritte vor. Ihre Stimme ist schon wieder ganz ruhig. „Bevor ich geh, Basl, will ich dir — sei still und fahrt net auf, jetzt red ich. Es ist heut net das erstemal, daß du mir vorwirfst, wie arm ich zu dir kommen bin. Fragt sich nur, ob ich heut reicher bin. Ich hab gelebt, die ganzen Jahr her, ja, gelebt; aber wie. Net wie andere junge Menschen. Net einmal richtig lachen hab ich dürfen. Du hast nichts kennt als deinen Willen. Kein bisserl Sonnenschein hast mir gegönnt, net die kleinste Freud war in meiner Kindheit. Von meiner Jugend gar net zu reden. Wenn andere zum Tanzen gangen sind, hast du mich eingesperrt. Ich hab nie aufbegehrt dagegen. Aber gegen das, was du jetzt mit mir vorhättest, lehnt sich alles in mir auf. Ich kann mein Leben net an einen Mann hängen, den ich net einmal achten, viel weniger gern haben kann. Da schau mich doch an —", sie reckt sich empor, jede Muskel ihres Körpers ist gespannt — „das ist alles Kraft und Leben. Und jetzt frag ich dich, ob ich ein Weib wär für den Sepp, den Leitfeigen." Ihre Arme sinken kraftlos herunter. „Weiß Gott, es kommt mich schwer an, wenn ich jetzt fortgeh von da; aber —"

„Geh nur grad einmal", unterbricht sie die Alte.

„Ich geh schon. Wollt dir bloß das noch sagen. Du hast mich schon so oft ausgeschafft, daß ich jetzt endlich wohl gehn muß, wenn ich ein Ehrgefühl hab. Und das hab ich — Gott sei Dank! Und auch zwei starke Arm hab ich, die anzupacken wissen und die sich vor keiner Arbeit fürchten. 's Arbeiten hast du mich gelehrt. Dafür dank ich dir, Basl. Und damit b'hüt dich Gott!"

Als Monika die Tür aufreißt, weicht draußen die Ursula erschrocken zur Seite.

„Ach so! Du hast horchen müssen?" fragt Monika hart auflachend. Dann geht sie die Stiege hinunter, geht in den Stall und beginnt zu melken. Sie will sich nichts nachsagen lassen. Für diesen Tag will sie ihr Werk noch vollbringen, und morgen vor Tagesgrauen wird sie den Hof verlassen.

*

Am andern Morgen schneit es in großen Flocken, als Monika den Berg hinuntergeht, nur einen kleinen Koffer in der Hand, der ihre Habseligkeiten birgt. Der alte Much will sie unbedingt zur Bahn begleiten aber Monika hält ihn davon zurück und nimmt Abschied von ihm bei dem alten Nußbaum hinter den Wirtschaftsgebäuden. Sie verspricht ihm, zu schreiben, wenn sie irgendwo festen Fuß gefaßt hat. Er soll sichs nicht verdrießen lassen. Einmal wird schon Post kommen für ihn, und sollte es ein Jahr hergehen. Das könne man nämlich nicht sagen, wie lange es dauert, bis ein Leben wieder in geordneten Grenzen ist. Und schweigen solle er. Es brauche niemand wissen, wo sie sei. Sie habe vor, in die Stadt zu gehen. Beinahe hätte sie geweint, als sie von dem guten, treuen Alten geht. Bei den anderen fällt es ihr nicht schwer, und an der Ursula geht sie überhaupt ohne Gruß und Wort vorüber. Sie steht schon an ihrer Stelle in der Küche und kocht die Brennsuppe. Hat sich also schon an Monikas Platz gestellt, noch ehe diese das Haus verlassen hat.

So geht nun Monika in dunkler Morgenfrühe vom Kollerhof, der ihre Heimat war seit frühen Kindertagen. Dort oben hat sie die ersten Schritte versucht, ohne jede Hilfe, einfach so, daß sie sich draußen auf der Weide an den Schwänzen der Kühe festhielt und dann zu gehen versuchte. Nicht die liebende Hand einer Mutter strich ihr über das Haar, wenn Kummer ihr junges, kleines Herz bedrückte, sondern die kalten und lieblosen Worte der Base schwangen dann auf sie nieder. So war es immer, und war es auch gestern.

Und nun geht sie dahin, irgendwohin in ein fremdes Schicksal. Der Schnee fällt in ihr Haar. Aber sie achtet das kaum. Sie beschleunigt nur einmal den Schritt etwas, bis sie an der Sägemühle vorüber ist.

Was er sich wohl denkt, wenn er hört, daß ich fort bin — kommt ihr in den Sinn. Er sitzt drinnen, behäbig, breit, ein angesehener Mensch, denkt sie gleich darauf in bitterer Aufwallung. Er säße vielleicht jetzt ganz woanders, wenn ich geredet hätte. Säße dort, wo schon viel andere auch waren, die ihre Leidenschaft nicht meistern konnten, bis der Jäger sie eines Tages doch überführte. Er aber ist gut weggekommen, weil ich geschwiegen habe und gelogen — für ihn. Zum Dank kann ich jetzt fortgehen . . .

Bei diesen Gedanken wären ihr beinahe die Zähren aufgestiegen. Energisch wehrt sie sich dagegen. Ein Fuhrwerk kommt ihr in den Weg. Das Milchfuhrwerk ist es, das auf die Einöden fährt, um die Milch abzuholen für die Sammelstelle. Der Fuhrmann geht neben dem Wagen her, und das Rädergerassel bricht mißtönend die Stille des Morgens. Monika drückt sich an ihm vorbei. Sie schämt sich plötzlich ein wenig über ihr Fortgehen. Am liebsten wäre es ihr, wenn sie ungesehen fortkäme.

Und sie hat Glück. Niemand Bekanntes steht am Bahnhof. Der Stationsvorsteher kennt sie nicht, steckt nur verschlafen den Kopf aus dem Guckfenster und fragt: „Wohin?"

„In die Stadt."

„Was Stadt? In welche Stadt? Nach Rosenheim?"

„Nach München", stottert Monika.

„Warum sagen S' denn das net gleich? Ich kann es doch net schmecken", kommt es unfreundlich zurück. „Macht vier Mark zehn."

Mein Gott, denkt das Mädchen, während es mit zitternden Fingern das Geld hinzählt, alle sind sie so unfreundlich mit mir. Ich bin gar froh, wenn ich fortkomm.

Im Zug ist ihr wieder wohler ums Herz. Der Wagen ist so freundlich erleuchtet und so warm geheizt. Je weiter sie von Breitbruck wegkommt, desto mehr fällt die anfängliche Verzagtheit von ihr ab.

„Ich werd mich schon durchraufen", sagt sie leise vor sich hin. „Arbeiten mag ich ja gern."

Währenddessen hellt es sich draußen etwas auf, und man sieht, wie die Lichter allmählich in den Häusern erlöschen. Es schneit immer noch, und es scheint, daß es nun endgültig Winter werden will.

Jetzt werden sie auf dem Kollerhof grad bei der Morgensuppe sitzen, denkt Monika. Gestern hab ich sie noch auf den Tisch gestellt. Und am Nachmittag ist dann der Höhenberger Sepp gekommen mit seinen Leuten . . .

Eine Zeitlang denkt sie nun darüber nach, wie nun alles wäre, wenn sie gestern ja gesagt hätte. In drei bis vier Wochen wäre dann die Hochzeit gewesen, und die Leute hätten sich nicht die Mäuler über sie zerreißen brauchen. Aber das hätte ja nie sein können, selbst wenn sie dem Sepp ein wenig geneigt gewesen wäre, denn es ist ja das andere noch da. Auf jeden Fall hätte sie dann ihr Geheimnis aufdecken müssen, und das wäre wohl für jeden Mann ein Stoß vor die Brust, selbst wenn er noch so ein Narr wäre.

Gerade just um diese Zeit, als sich Monika mit diesen Gedanken befaßt, humpelt die Kollerin von ihrer Kammer herunter, geht in die Stube und schafft die Arbeit für den Tag an.

„Die Knecht gehn ins Holz", sagt sie, „die Resl kann Daxen hacken, und die Monika soll zum Eichmoser nübergehn und soll das Geld holen, das er mir für den Hafer schuldig ist."

„Die Monika?" Ursula macht ein verblüfftes Gesicht. „Aber Basl —"

„Ach so!" Die Kollerin besinnt sich plötzlich. „Ganz richtig, die soll nur schaun, daß sie weiterkommt."

„Aber die is ja schon fort, Basl!"

„Schon fort?" Die Kollerin starrt nachdenklich vor sich hin. Dann hebt sie entschlossen den Kopf. „Schon gut. Soll nur zurennen, ich brauch sie net, das dumme Luder." Es ist ihr aber doch nicht ganz so leicht ums Herz, wie sie es zeigen will. Irgendwie ist sie davon enttäuscht, daß die Monika sie wirklich verlassen hat. „Das dumme Luder", murmelt sie nochmal und geht dann langsam hinaus.

Währenddessen hält der Zug in Rosenheim. Bis dorthin ist Monika ganz allein im Abteil gesessen. Aber dort gesellt sich nun ein Mann zu ihr, dem man auf den ersten Blick den Jäger ansieht. Es stellt sich in den nächsten fünf Minuten auch schon heraus, denn er fragt Monika:

„Woher kommen wir denn schon heut?"

„Von Breitbruck", sagt Monika.

„So, so, von Breitbruck. Bist du von Breitbruck?"

„Ja — das heißt, ich war bis jetzt dort."

„Ja, nachher kennst sicher mein Kollegen, den Lechner-Sebastian?"

Blitzartig ersteht der Morgen vor Monikas Augen, als der Jäger vor ihrer Hütte erschienen war, um die Spur des Sägemüller-Jakob zu suchen.

„Ja, den kenn ich freilich", sagt sie. „Ich war heuer im Sommer auf der Alm und da ist er manchmal hinkommen in meine Hüttn."

„Ach so, ja nachher kennst ihn freilich. Fahrst in d' Stadt heut?"

„Ja, in d' Stadt fahr ich. Ich such mir Arbeit drin", gesteht Monika und wundert sich selber, daß sie sich diesem fremden Menschen gleich so anvertraut.

„Du? In die Stadt?" fragt der Jäger ein wenig verwundert. „Meinst, daß du dich da gleich so eingewöhnen kannst — von die Berg raus in d' Stadt eini? Ich weiß net, ob ichs packen könnt."

„Mein Gott, es bleibt mir halt nix anderes übrig. Um die Zeit stellt auch ein Bauer net gern jemand ein."

„Ja, ich weiß schon. Im Winter sind d' Dienstboten gleich immer zuviel."

„Ja, drum hab ich mir halt denkt, vielleicht könnt ich in München was kriegen. In einer Wirtschaft, in der Küch vielleicht, weißt."

„Ja, ja, ich versteh dich schon", meint der Jäger und denkt ein wenig nach. „Es fragt sich halt, ob du was richtiges findest. Und da tätst mir leid, Madl." Das klingt so ehrlich und treu, daß Monika immer mehr Zutrauen bekommt.

„Jetzt werd ichs schon sehn, wie es geht", meint sie.

„Ich wüßt dir schon was", sagt der Jäger nach einigem Überlegen. „Aber ich weiß halt auch net, ob dir das gut g'nug ist. Aber in der Stadt is das halt net."

„Es müßt durchaus net in der Stadt sein", antwortet Monika schnell. Der Gedanke, daß sie vielleicht heute abend schon wieder ein freundliches Dach über sich hätte, stimmt sie froh.

„Das wär nämlich ein Schwager von mir. Meine Schwester ist erst vor kurzem gestorben, und jetzt steht er allein da — mit zwei kleinen Kindern. Sein Sach is sauber beinand. Acht Tagwerk sind dabei. Nebenbei ist er halt allweil noch ein bissl in d' Arbeit gangen, auf 'n Straßenbau, oder sonstwohin. Aber jetzt gehts halt nimmer recht. Seit zwei Monat sucht er schon nach einer Haushälterin. Acht Tag hat er einmal eine g'habt, aber mit der wär er von Federn auf Stroh kommen. Die hat ihm soviel g'stohln. Weißt, es ist schwer, einen richtigen Menschen zu finden."

„Ja, da hast schon recht. Ehrlich wär ich aber schon, das derfst mir glauben."

„G'wiß, da zweifelt ich net dran. Weißt, ein bissl kennt man seine Leut schon."

„Wo wär denn dann das?"

„Gar nimmer weit von da. Wenn man in Grafing aussteigt und geht eine kleine halbe Stunde, dann is man dort. Wenn d' meinst — ich unterbrech mei Fahrt und geh mit dir hin."

Unwillkürlich faßt Monika nach der Hand dieses Fremden, den sie vor einer Stunde noch gar nicht gekannt hat.

„Ich wär dir schon recht dankbar", sagt sie.

„Da brauchst net danken. Ich wär ja froh für meinen Schwager. Dann steigen wir also in Grafing aus?"

„Ja, ich geh mit."

Eine Weile später steigen sie in Grafing aus, wandern zuerst auf der Straße dahin und biegen dann in einen Fahrweg ein. Eine Zeitlang geht es durch einen Wald, und dann sieht man auf einer kleinen Blöße, am Rande desselben ein weiß heruntergeputztes, sehr freundliches Häuschen.

„Das dort ist es", sagt Monikas Begleiter. „Da wird er schaun, der Schwager, wenn wir zwei kommen."

„Hoffentlich nimmt er mich", meint Monika.

„Da brauchst dir nix denken. Komm nur."

Fünf Minuten später betreten sie das Haus.

*

Bei ihrem Eintritt in die Stube erhebt sich im Ofenwinkel die magere Gestalt eines Mannes. Das ist Simon Brechtl, dem vor einem Vierteljahr die Frau gestorben ist. Das harte, von manchen Furchen durchrissene Gesicht zeugt davon, daß er viel durchgemacht hat, dieser Mann. An den Schläfen zeigen sich schon ganze Büschel grauer Haare, obwohl er noch gar nicht ganz vierzig sein dürfte. Aber jetzt scheint er sich zu freuen über den Besuch des Schwagers. Er lacht ein bißchen und streckt ihm die Hand hin.

„Laßt dich auch einmal wieder schaun, Franz? Das freut mich aber."

„Ja, aber ganz zufällig bin ich herkommen. Schau, da hätt ich dir jemand mitbracht, eine Hilf fürs Haus."

Ein kurzer, prüfender Blick aus scharfen Augen. Monika hält ihm stand und sagt dann, auf ihren Begleiter schauend: „Er hat mir g'sagt, daß du jemand brauchst fürs Haus und für die Kinder."

„Brauchen — ja, das wohl!" Wieder der kurze, prüfende Blick.

Da öffnet sich die Stubentüre, und ein etwa vierjähriges Mädchen kommt herein und zieht hinter sich ein kleines Wägelchen her, in dem ihr um zwei Jahre jüngeres Brüderchen liegt.

Mit großen, dunklen Augen schaut das Mädchen auf die fremde Frauengestalt in der Stube, dann läßt sie das Wägelchen stehn und trippelt auf den Onkel zu.

„Schau hin, da hat der Onkel jemand mitgebracht", sagt der Vater, und das Mädchen schaut wieder auf Monika.

„Bleibst bei uns? Ganz bei uns?" fragt es dann.

„Ja", sagt Monika, indem sie sich zu dem Kind runterbückt. „Wenn ihr mich brauchen könnt, bleib ich gern da. Sag mir mal schön, wie du heißt."

„Marille heiß ich. Und du?"

„Ich heiß Monika."

„Monika?" Das Kind faßt nach Monikas Arm und schaut zu seinem Vater auf, als ob sie fragen möchte, ob die Monika nun wirklich dableiben solle.

„Ja, also", nimmt Brechtl jetzt das Wort, „mir ist es schon recht, ich brauch notwendig jemand. Aber viel zahln kann ich halt vorerst auch net. Zwanzig Mark im Monat vielleicht."

„Schau zuerst, wie ich arbeit; dann reden wir erst über den Lohn", schlägt Monika vor. „Ist dirs so recht?"

„Ganz recht." Der Mann hält ihn die Hand hin. „Auf guten Einstand also. Und jetzt geh zu, Marille, und zeig ihr die Kammer, wo sie schlafen muß."

„Bei mir", sagt das Kind gleich und zerrt Monika bei der Hand zur Türe hinaus und die Stiege hinauf.

Fünf Minuten später kommt Monika schon wieder herunter in der Arbeitskleidung.

„So, jetzt kauns losgehen", sagt sie und lacht ganz fröhlich dabei. „Was gibts zu tun?"

„Du packst es ja gleich ganz gach", lacht der Simon Brechtl und meint, daß es wohl am besten sei, für einen Mittagstisch zu sorgen. Ob der Schwager vielleicht auch dableibe, beim Einstandsessen sozusagen.

Nein, der Schwager muß wieder weiter, um den nächsten Zug nach München nicht zu versäumen. Er wünscht recht viel Glück, nickt Monika aufmunternd zu und begibt sich zum Bahnhof zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mann und ein Schuß!

Erzählung von. Eduard Schläfer-Wolfram.

In wenigen Minuten würde der Drahtseilakt Torelli unter dem Beifall der Zuschauer beendet sein. Der Ansager würde den Glanzpunkt des Abends, den „verbesserten Tellschuß" ankündigen, und dann also war Orlando, der Meisterschütze, an der Reihe.

Noch aber lief er unentschlossen und unruhig hinter der Bühne umher. Er fühlte sich heute nicht in Form!

Immer wieder hob er das Gewehr an die Wange und machte Zielübungen, um sich zu erproben und zu beruhigen. So oft er es aber auch versuchte: die innere Verbindung zwischen Schütze und Ziel blieb aus. Jene fast magische Verbindung, die ihm stets, auch das kleinste und entfernteste Ziel, förmlich an den Gewehrlauf heranholte.

Selbst seine geliebte Flinte schien heute fremd und kalt in seinen Händen zu liegen und sich gegen ihn aufzulehnen. Nein, er konnte es nicht wagen — es mußte ein Ausweg gefunden werden.

Als er gerade bei dieser Überzeugung angekommen war, stand seine junge Partnerin Ellinor an seiner Seite: „Gleich sind wir an der Reihe, Lieber . . ."

Orlando sah dem schönen Mädchen fragend in die Augen. Ob sie wohl seine Unsicherheit fühlte? Und ob sie wußte, daß sie der einzige Grund dazu war? Hatten sie doch, vor wenigen Stunden erst, die plötzliche Gewißheit ihrer gegenseitigen Liebe erlebt! Ihrer Liebe, die genau so groß und ernst war wie die tagtägliche Gefahr ihres gemeinsamen schweren Broterwerbs.

Orlando wollte sie an sich reißen, wollte erlöst aufschreien: Nein, ich will das Verhängnis nicht mehr herausfordern — nicht mehr auf dich zielen! Laß uns doch . . .

Er kam aber nicht dazu. Mit einem zuversichtlichen Läch[illegible] hat Ellinor seinen Protest mühelos abgefangen.

Drei Minuten später traten die beiden unter dem Beifall der sensationshungrigen Menge auf die Bühne.

Ellinor im weißen Kleidchen verneigte sich graziös und warf unter anmutigem Lächeln ihre Kußhändchen zum Publikum hin. Orlando gelang die Verbeugung nur steif und verkrampft. Diese Masse festlich gekleideter Damen und Herren erschien ihm heute wie eine Raubtierherde, die nur darauf wartete, ihn und seine Geliebte zerfleischen zu können.

Das Streichorchester setzte auf abgedämpften Saiten ganz leise zu einem Walzer ein. Ellinor stellte den Leuchter mit den zwölf brennenden Kerzen vor die rechtsseitige Bühnenwand in etwa zwanzig Meter Abstand vom Ziel.

Im ersten Teil seiner Nummer hatte Orlando die zwölf Kerzen mit zwölf verschieden ausgeführten Schüssen in schneller Folge zu löschen. Er nahm das Gewehr beidarmig an die Wange und löschte die erste Kerze.

Er zielte mit dem ausgestreckten rechten Arm auf die zweite Kerze und löschte sie. Er wechselte hinüber, zielte mit dem ausgestreckten linken Arm und löschte die dritte Kerze. Dann wechselte er in schnellem Tempo immer wieder von links nach rechts und von rechts nach links, bis schließlich nur noch zwei Kerzen brannten. Das Publium verblieb noch beifallsstumm!

Orlando wußte es ja: man wartete nur auf den atemraubenden verbesserten Tellschuß. Der Gedanke daran ließ ihn erschauern. Er fühlte wachsende Unsicherheit und Erregung.

Nun hatte er, mit zielabgewandtem Gesicht, durch einen aufgesteckten Spiegel zu ziehen und die vorletzte Kerze zu löschen.

Er zielte, drückte ab und wußte sofort: Fehlschuß!

Das Publikum merkte es nicht, denn die Kerze erlosch trotzdem — Ellinor wußte, wie das zu machen war.

Jetzt brachte Orlando seine Beine in Spreizstellung, beugte den Oberkörper herunter und zielte durch die Beine hindurch auf die Kerze.

Wieder ein Fehlschuß und wieder erlosch die Kerze!

Orlando aber war bleich geworden.

Nun trat der Ansager auf die Bühne und verkündete: „Meine Damen und Herren! Sie sehen jetzt den verbesserten Tellschuß, den gefährlichsten Meisterschuß, der je gezeigt wurde. Ich bitte Sie, sich so still und ruhig verhalten zu wollen, wie es dem gefahrvollen Augenblick entspricht."

Diesmal blieb das Orchester stumm. Leichenstille, hochgespannte Erwartung im Raume!

Ellinor zog sich eine weiße Leinenhaube über das Haar, stellte sich wieder vor die rechtsseitige Bühnenwand und legte sich eine Haselnuß auf den Kopf.

Orlando stand bereits auf seinem Platze.

Zunächste versuchte er, mit scharfen Augen das kleine Ziel förmlich einzusaugen. Er bewegte dabei den Oberkörper bald nach links bald nach rechts, um das Ziel von allen Seiten in die Augen zu bekommen.

Dann brachte er das Gewehr in Anschlag und zielte. — Aber ach, das Ziel rückte nicht wie sonst klar und deutlich an den Gewehrlauf heran — es entschwand, immer mehr, in die Ferne, in einen dichten Nebel.

Nein, er durfte den Schuß nicht wagen! — Unentschlossen setzte er das Gewehr wieder ab.

Durch das Publikum ging eine leichte Bewegung.

Da war es wiederum Ellinors aufmunterndes und zwingendes Lächeln, das ihm über die Hürde der Unentschlossenheit half.

Nochmals nahm er das Gewehr hoch, aber — noch ehe er genaues Ziel nehmen konnte — hörte er sein Herz leise bitten: etwas höher halten — etwas höher auf jeden Fall . . . Der Schuß krachte — er ging zu hoch — aber die Nuß lag, unter Ellinors geheimer Mitwirkung, dennoch am Boden.

Sie hätte aber bersten müssen in tausend Stücke!

Das erwartete auch das Publikum.

Trotzdem blieb es noch still im Saale. Sollte man wirklich Verständnis haben für die Tragik dieses Augenblicks? . . .

Da aber fällt schon ein heiseres Brüllen, wie es nur aus einer Trinkerkehle kommen kann, hart in die ungeklärte Stille ein: „Betrug — Schwindel — Schiebung!"

erschallt es mehrmals, und schon wollen auch andere Gäste einstimmen. Es bleibt aber bei dem Ansatz dazu, und wiederum verstreichen peinliche Sekunden lautlos.

Orlando steht, wie gelähmt, regungslos an seinem Platze.

Da legt der erste Schleier noch lauter, noch hartnäckiger los und hämmert mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrend erzittern.

Schon taucht der verzweifelt und vorwurfsvoll gestikulierende Direktor zwischen den Kulissen auf!

Aber nun schickt Orlando seine Augen suchend durch den Raum. An einem weit entfernten Tisch, unmittelbar an der rechten Saalwand, entdeckt er den Brüller. Zwei angeheiterte, fragwürdige Weiber am selben Tisch. Orlando aber sieht nur ein rundes Schlemmergesicht ölig glänzen — sieht nur eine fettwulstige Faust immer dreister auf den Tisch hämmern — sieht nur eine brennende Zigarette sich bewegen zwischen häisch und schadenfroh grinsenden Lippen.

Da geht in Orlando etwas vor. Der männlichste Teil seines Wesens bricht glühend durch — er fühlt den ganzen Rausch eines mutig Entschlossenen. Blitzschnell reißt er die Flinte hoch: „Wenn's fehltrifft, geht's ins Maul!" — drückt ab — schießt, dem Brüller hart an den Lippen vorbei, und — — der krachende Schuß zerfetzt die eben noch qualmende Zigarette in alle Winde . . .

Wie ein Orkan tost der Beifall durch das Haus, und immer wieder muß sich das Paar den begeisterten Zuschauern zeigen.

Der neue Rennwagen.

Heiteres von **Hans Seiffert**.

Eifersüchtig wachen die Autofabriken über die Konstruktionsgeheimnisse ihrer neuen Rennwagen. Daß aber über die Ergebnisse der Probefahrten manches durchsickert, ehe Presse und Öffentlichkeit zugelassen werden, läßt sich nicht vermeiden; dafür sorgen nämlich die Monteure. Da sitzen sie nach der Tagesarbeit beieinander und erzählen sich Wunderdinge von phantastischen Geschwindigkeiten ihrer neuen Wagen. Wer, wie ich neulich, das Glück hat, in ihren Kreis einzudringen, darf sogar zuhören.

„Wenn du mit unserem neuen Typ „Windhund II" auf der Landstraße fährst", sagte der erste, „so siehst du rechts und links keine Landschaft mehr, sondern nur eine dunkle Mauer. Sonst gar nichts. Die Chausseebäume fliegen so rasend schnell vorbei, daß sie wie eine mächtige Wand wirken."

„Pah, uralter Witz!" brummte der zweite wegwerfend: „Sicherlich habt ihr alle unseren neuen Überkompressorwagen bei den Probefahrten heulen und donnern hören. Er macht ja wahrhaftig einen Höllenlärm. Aber glaubt mir, Kinder, wenn man in voller Fahrt darin sitzt, hört man nichts. Überhaupt nichts. Es herrscht eine unheimliche Stille . . ."

„Unsinn! Wie soll denn das möglich sein?" rief der erste ungläubig dazwischen.

„Weil der Schall einfach nicht mitkommt mit unserer Geschwindigkeit, sondern kläglich zurückbleibt, mein Lieber!"

Der dritte Monteur blickte seine beiden Kameraden ernsthaft an, nahm einen tüchtigen Schluck und begann: „Ich liebe solche Übertreibungen zwar nicht, wie ihr sie eben zum besten gegeben habt. Aber ich will euch ein Erlebnis mit unserem neuen Typ XP 7 erzählen. Gestern sitze ich mit Carratsch in der Kiste. Wir trudeln so mit zwohundertsechzig bis siebzig ganz gemütlich um die Avus herum. Es sollte ja bloß eine erste Versuchsfahrt sein, wie der Chefkonstrukteur gesagt hatte. Mit der Zeit aber wird Carratsch die Sache zu langweilig. Er dreht ganz sachte auf, und nun beginnt das Ding erst richtig zu laufen. Immer schneller — immer schneller — Runde um Runde. Die Tachometernadel war längst aus dem Lager gesprungen; ich kann also nicht genau sagen, wieviel wir eigentlich drauf hatten. Und da — ihr mögt es glauben oder nicht —, sehen wir plötzlich vor uns . . ."

„Na was denn?"

„Unser eigenes Schlußlicht und rückwärtiges Nummernschild! Wir fuhren fast mit Lichtgeschwindigkeit, Kinder!"

Die beiden anderen tranken still ihr Bier aus.

Sie waren k. o.

 **Bunte Chronik** 

Zweimal gestorben und zweimal beerdigt!

In Mostar, einem kleinen Ort in der Herzegowina, ist in diesen Tagen ein Mann namens Hamso Justice zu Grabe getragen worden. Es war sein zweites Begräbnis, und die daran teilnahmen, hatten sich während des Begräbnisses auf allerhand gefaßt gemacht. Im Jahre 1912 war nämlich Hamso Justice zum ersten Mal gestorben. Die Ärzte, die den Leblosen untersuchten, stellten fest, daß er an einem Herzleiden, das schließlich die Ursache seines Todes wurde, gelitten hatte. Als man ihn auf dem Friedhof bestatten wollte — die Predigt und die anderen Feierlichkeiten waren bereits beendet — erhob sich Hamso Justice von seiner Bahre und ging verwundert auf dem Friedhof umher. Die Trauergäste stoben in wilder Flucht davon. Der „Tote" aber besuchte zunächst eine Gastwirtschaft, um sich mit einigen Schnäpsen zu stärken. Er war natürlich heilfroh, der Beerdigung entgangen zu sein. 26 Jahre später fand nun die zweite Beerdigung statt, an der auch Trauergäste teilnahmen, die im Jahre 1912 Zeugen des mißlungenen Begräbnisses gewesen waren. Diesmal verlief alles ohne Zwischenfall. Die ärztliche Untersuchung hatte auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß Hamso Justice wirklich gestorben war.

 **Lustige Ecke** 



„Ja, das ist schwer zu sagen!"
„Sie sind genau wie alle anderen — hu—hu—hu — geben Sie bloß!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.